

Zeitschrift: Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle
Band: 29 (1961)
Heft: 12

Artikel: Die Ethik der Freundesliebe
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-570952>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Ethik der Freundesliebe

Aus einem Vortrag in Deutschland.

Liebe Kameraden!

Sie erwarten von mir Grundsätzliches über die Freundesliebe zu hören. Ein Aussenstehender könnte zwar sofort einwenden, dass es die Freundesliebe nicht nur zwischen Homoeroten gibt, sondern dass die seelisch-geistige Hinwendung zu einem andern, in der wir die Freundesliebe verankert sehen, auch zwischen Mann und Frau mit und ohne erotische Bindung möglich ist. Die Liebe zum Freund ist uns auch seit Jahrhunderten, sagen wir ruhig seit Jahrtausenden, zwischen menschlichen Wesen gleichen Geschlechtes bekannt und bezeugt, ohne dass dabei eine auch körperliche Liebe erwiesen wäre. Wobei vielleicht aber betont werden darf, dass man ihr vor unserer Zeitrechnung keine so grosse Bedeutung zumass, als dass man es für unbedingt nötig gehalten hätte, sie besonders zu bezeugen oder ihr Nichtvorhandensein extra zu bestätigen. Die Wertung der körperlichen Berührung im Letzten, ich meine die Betonung ihres Wertes oder Unwertes, ihre spezielle Sündhaftigkeit, kam erst mit den rigorosen Keuschheitsforderungen der erstarkenden Kirche auf. —

Ich glaube, es ist sicher Ihrer aller Wunsch, wenn wir uns hier der Freundesliebe in ihrer Ganzhaftigkeit, d. h. der körperlich-seelisch-geistigen Bindung zuwenden. Trotz aller gegenteiligen Behauptungen der sogenannten «Moderne» und trotz aller Tat-sachenberichte der Tageszeitungen über mann-männliche Begegnungen, die manchmal ein Inferno der Gefühllosigkeit und Geistlosigkeit blosslegen, bleibt die ganzhafte menschliche Zuwendung eben doch das ersehnte Ideal auch im verstecktesten Winkel eines widerwilligen Herzens. Denn wie auch die makellose Ehe zwischen Mann und Frau ein Idealbild bleibt, das durchaus nicht immer erreicht wird, so bleibt auch das körperlich-seelisch-geistige Aufgehen im andern gleichgeschlechtlichen Gefährten ein hohes Ideal der Lebensführung. Ist es möglich? Ist es dem männlichen Wesen überhaupt naturgemäß zugeschrieben oder bedeutet dieses Idealbild nicht viel mehr eine Verbiegung männlichen Wesens, dessen ursprüngliche Natur das Polygame sei und bleibe, d. h. die mehrheitliche ganzhafte Beziehung zwischen Mann und Mann?

Das werden die wesentlichen Fragen sein, mit denen wir uns kurz beschäftigen wollen. Es wäre anmassend zu behaupten, ihren Strahlungsbereich auch nur annähernd erschöpfen zu können.

Ist Freundesliebe heute wirklich möglich? Das Wort von der Freundesliebe gilt in diesem kleinen Deutungsversuch immer in unserem Sinne. Es ist also immer gemeint, dass wir die körperliche Zuneigung mit einschliessen, das Seelisch-Geistige als weitere Gemeinsamkeit ebenso. Ich sage absichtlich nicht die höhere, weil die schöne gegenseitig beglückende körperliche Gemeinsamkeit jahrhundertelang genug herabgesetzt worden ist. — Ich fand letzthin ein paar Zeilen:

Die Freunde von heute sind nicht liebenswert!
Es gibt kein menschliches Antlitz mehr,
Einer blickt schlimmer als der andere,
Es fehlt an Treuen!
Ich bin mit Elend beladen ohne einen Treuen,
Die Herzen sind frech; kein Herz hat der Mann.
Auf den ich mich stützte! —

Beim ersten Lesen denkt man wohl unwillkürlich an einen heutigen Dichter, der sich eo ipso dem Pessimismus verschrieben hat, der Ablehnung von vornehmerein, der Negation aller früheren Werte. Aber es ist ein Trugschluss. Diese gegenwartsnahen Worte entstammen einem ägyptischen Papyros, ca. 2000 Jahre vor Chr. Ob hier die

mannmännliche Liebe eingeschlossen ist oder nicht, lässt sich wohl nicht genau feststellen. Die Unbefangenheit dem Geschlechtlichen gegenüber kann man dagegen aus den ägyptischen Tempel-Malereien und den Keilschriften überzeugend herauslesen.

Auf einer bezeugten homoerotischen Beziehung basiert dagegen ein anderes Gedicht:

Flügel verlieh ich Dir zu seligem Flug
Ueber die See und aller Länder Rund.
Kein Lob ist Deinem Namen gut genug,
Es lispetl ihn im Traum noch mancher Mund.
Die schönen Knaben preisen Dich im Sang
Und auf der Silberflöte Melodein —
Und gehst Du einst, ein Schatten, trüb und bang
Ins kalte Dämmerhaus des Todes ein,
Auch dort verweht der grauen Zeiten Sand
Den Ruhm von Deinem Namen — Kurnos — nicht.
Du wandelst ewig über Griechenland
Und über Meer und Inseln im Gedicht.
Die Musen mit dem Veilchenkranz im Haar.
Sie führen Dich, so lang die Sterne kreisen.
Und alle Menschen müssen immerdar
Mit meinen Liedern Deinen Namen preisen.
Flügel verlieh ich Dir, wie einem Gott;
Zum Dank erstickst Du mich mit Deinem Spott.

(Uebersetzt von yx)

Sie haben hier Worte von einem Dichter des griechischen Altertums gehört, von Theognis von Megara, aus dem 6. Jahrhundert vor Christus. Auch hier wird wieder die Enttäuschung über den geliebten Menschen schmerzlich fühlbar, wenn diesmal auch nur in der genial formulierten Schlusszeile. Alles andere bleibt dennoch ein Hymnus auf den Freund, wenn auch für unser Gefühl die Verse den Dichter ebenso preisen wie den Gepriesenen. So erkennen wir auch hier schon, dass der Schöne nicht nur körperliche Beglückung war und blieb, sondern auch von ganzer Seele geliebt und zum Erwecker unvergänglicher Verse wurde. Bereits also vor 2500 Jahren wie Jahrtausende nachher schafft der Geliebte beides: Daseinsglück und Leid der Seele und — ein unsterbliches Kunstwerk. Wir hören es ja heute bis zum Ueberdruss, dass die homoerotischen Beziehungen sich nur auf das rein Sexuelle beschränken, und dass es eben der Fluch dieser Neigung sei, dass sie auch in schöpferischer Hinsicht «unfruchtbar bleiben müsse und im besten Fall nur Leid zeuge». Würden wir den täglichen Zeitungsnotizen glauben, den Mitteilungen über Aeltere, die sich darauf beschränken, 8—14jährige Knaben zu lieben, was ja wiederum auch auf eine Art von sittlicher Beschränktheit hinweist, so müssten wir den Winkel-Journalisten wohl oder übel Recht geben. Nur wird vielleicht doch an diesem Beispiel klar, dass wir hier den grossen Namen der Liebe nicht verwenden sollten, vor allem eben nicht den der Freundesliebe, die ja immer eine ganze Hinwendung zum Wesen gleichen Geschlechtes voraussetzt, was sich bei einem geistig-seelisch sich noch in der Entwicklung befindenden Menschen von vornherein sofort ausschliesst, ganz abgesehen von dem Missgriff an der und in die Gefühlswelt und geistige Aufnahmefähigkeit des geschlechtsunreifen Jugendlichen. Dieses Verhalten gehört in die gleiche Reihe der Missgriffe bei unreifen Mädchen, weil eben die erstrebte und auch mögliche Wechselwirkung zwischen «Liebendem» und «Geliebtem» sich noch nicht in ihrer ganzen Reichweite entwickeln kann. Nach meiner Ansicht ist deshalb auch Thomas Manns berühmte Novelle «Tod in Venedig» keine homoerotische Novelle, sondern eben nur ein —

Sonderfall. Die Liebe dieses alternden Mannes muss auch ganz folgerichtig Schiffbruch leiden, weil das Objekt dieser Liebe in keine Wechselwirkung zu ihm treten kann. Wir glauben also an diesen wenigen Beispielen zu erkennen, dass wir die Freundesliebe nur dort in eine sittliche Aufgabe stellen dürfen, wo eine beiderseitige Möglichkeit zur Lösung dieser Aufgabe sich entwickeln kann.

Schliesst die Freundesliebe zu einem jungen Menschen aber wirklich jede sittliche Aufgabe, jeden ethischen Sinn aus? Wir wissen von den Griechen her, dass gerade das Gegenteil der Fall sein kann. Sie wussten von der pädagogischen Kraft einer erotischen Verbindung mit einem jungen Geschlechtsreifen und liessen gerade diesem Eros den verantwortungsvollen Raum, um ihn ihrem Volksleben, ihren Gymnasien, ihrem Staat dienstbar zu machen. So sehr sie auch, gerade sie, Missgriffe an Unreifen ahndeten, so sehr achteten sie den Jüngling, der um seiner körperlichen, seelischen und geistigen Fähigkeiten willen umworben wurde. Hier konnte sich ein Spiel aller Kräfte auswirken und für die Gemeinschaft des Volkes nutzbar werden, dessen Wirkung wir heute nur noch ahnen können. Das geforderte Ethos in dieser Liebe ging bei den Griechen so weit, dass es für einen Jüngling herabsetzend war, von keinem älteren Freund begehrte zu sein.

Jeder von uns weiss: wir leben heute in einer anderen Welt mit anderen Formen des Gemeinschaftslebens, anderen Anschauungen, anderen Verpflichtungen. Wir wissen aber auch heute — und das ist etwa nicht nur um unserer nach Hellas gerichteten Wünschen willen gesagt —, dass in der gesamten männlichen Jugend heute ein stark hellenistischer Zug steckt, dass der schöne Jüngling heute wieder viel stärker im Vorderdrund der allgemeinen Bewunderung steht als nur vor wenigen Jahrzehnten. In uns durchaus nicht freundlich gesinnten Gazetten wird hin und wieder bestätigt, dass die Natur die staatlich festgelegten Gesetze überrannt hat und neue sittliche Forderungen an die Verantwortlichen, an Eltern, Erzieher und Freunde der Jugend stellt. Und ich glaube, gerade in dieser neuen Situation könnte sich ein neues Ethos der Freundesliebe aufs schönste bewähren, nicht ein gedankenloses Jagen von Körper zu Körper, sondern ein Aneinander- und Ineinander-Wachsen bis zur vollkommenen Reife, bis zur Vollendung in einer manhaftlichen Liebe.

In einem der schönsten Bücher von Albert H. Rausch, der sich später Henry Benrath nannte, steht eine Szene, die beispielhaft und mir seit vierzig Jahren unvergesslich geblieben ist. Ein finanziell unabhängiger, kultivierter Mann spricht in einer herrlichen Sommernacht einen jungen Mann aus guter Familie auf einsamer Strasse an. Das Gespräch, das sich entwickelt, entbehrt durchaus nicht der geistig anspruchsvollen Form, endet aber doch, sagen wir von uns aus gesehen naturgemäß, wenn auch in einer gepflegten Art und Weise, in einer Einladung zu einer Liebesnacht, oder wählen wir die genaueren Worte: zu einer geschlechtlichen Entspannung. Die Erwiderung des jungen Mannes in einer knappen, vollendet formulierten Ablehnung enthält so ziemlich alles, was auf das Geheimnis auch in unserer Liebe, auf das nicht Wägbare, nicht Lenkbare, nicht Eroberungsmögliche zwischen Mann und Mann hinweist. Der auf der Höhe seines Lebens Stehende bleibt in dieser unvergleichlichen Szene allein — mit der Erkenntnis, die heute so modern ist wie je, und es wohl auch für alle ähnlichen Begegnungen in der Zukunft bleiben wird: Wir haben keine Zeit mehr, die zum Reifen gehört. —

In diesen wenigen Worten scheint mir der Schlüssel zur ganzen Problematik der mann-männlichen Bindungen zu liegen. Wir haben alle keine Zeit mehr, die zum Reifen gehört. Trotz der Bedrohung eines immer noch nicht zu Fall gebrachten sinnlosen Paragraphen ist die erotische Annäherung zwischen Männern heute doch nicht mehr so unmöglich gemacht wie noch vor Jahrzehnten. Wer über ein wenig Lebens-

klugheit und über ein überlegenes Maskenspiel vor der Allgemeinheit verfügt, wird heute manchmal doch einen Weg finden, seine körperliche Spannung mit einem Gefährten zu lösen. Nur vergessen eben doch manche — oder sagen wir ehrlicher: allzu Viele!, dass für den ganzen Menschen das Körperliche auf die Dauer eben nicht vom Seelischen und Geistigen getrennt werden kann, ohne dass es sich eines Tages, früher oder später, rächt. Weil eben oft nur die körperliche Spannung gelöst wird und Seele und Geist leer ausgehen, erwacht eine immer noch stärkere Sucht, bewusst oder unbewusst, nach der heimlich ersehnten Ganzheit. Der moderne Geniesser leugnet diesen inneren, tiefinneren Wunsch natürlich ab; er ist für Nüchternheit, für Sachlichkeit. Er hält echtes Gefühl für überholte falsche Sentimentalität und den Versuch einer Bindung an einen Menschen für hoffnungslose Zeitverschwendungen. Er jagt hundert Abenteuern nach und beginnt ebenso ruhelos mit dem zweiten Hundert. Er denkt nicht daran, dass vielleicht unter dem ersten doch der eine oder andere war, der innerlich an ihm hängen geblieben ist und — wagen wir die pathetisch klingende Behauptung! — seelisch an ihm verblutet. Der Abenteurer ist unterdessen älter geworden und selber auch nicht mehr so begehrswert wie einst; er fängt an, Begegnungen zu kaufen, weil sie ihm sonst nicht mehr gewährt würden. Kommt er glücklich an einer Erpressung oder einem Raubüberfall vorbei, so steht er immer noch, mit Falten und Hängebauch, an dunklen Ecken und in gefährlichen Parks, zum heimlichen Gespött Vieler, um dem längst totgeschwiegenen Wunsch in sich vielleicht doch noch ein klägliches Ziel zu geben. Er hat nie die Zeit gefunden, die zum gegenseitigen Reifen gehört hätte.

Meine lieben Kameraden! Wenn ich hier rücksichtslos auf eine Wunde in unserer Art hinweise, die uns von der anderen Seite immer und immer wieder vorgeworfen wird, so tue ich es jedoch nicht, um in das gleiche Horn zu stossen, und schon gar nicht, um zu verallgemeinern. Im Gegenteil. Wir wollen uns nur bewusst werden, was Liebe genannt werden darf und was sich nur in einem Drittel der Ganzheit des Menschen, eben nur im Körperlichen, abspielt und jener Manifestation entbehrt, welche die Handlungsweise eines Menschen erst in die tragfähige Diskussion rückt. Wenn ich ab und zu als Leiter unserer kleinen Zeitschrift eine Lebensbeichte höre, so bin ich manchmal — nicht immer! — erstaunt, wie wenig Homoeroten ihre mannmännliche Neigung unter dem naturnotwendigen Gesetz der Entwicklung sehen, in das immer zwei Menschen treten, die sich im Letzten begegnen. Die gegensätzlichsten Verhaltensweisen kommen da zum Vorschein: man ist sehr rasch entflammtd, man setzt alle Hebel in Bewegung, um zum Ziel zu kommen, das im Grunde noch kein Ziel ist — und ist bitter enttäuscht, wenn der andere nach drei Wochen seine Sinne weiter verschenkt. Wir wollen nicht sagen: sein Herz verschenkt, denn wären Herz und Geist das wirkliche Ziel gewesen, so hätte sich die innere Enttäuschung auf einer anderen Basis abspielen müssen. Man ist aber hinwiederum ebenso verwundert, wenn der andere nicht begreift, dass man «einen anderen Typ gesucht hat», der jetzt aber weiter Briefe schreibt, telefoniert, einem abends die Wege abschneidet, die bereits zu einem anderen hinführen und der nicht beenden will, was sich als eine Enttäuschung herausgestellt hat. Das sind immer wieder jene Situationen, aus denen der eine, unbeschädigt in seinem inneren Habitus, emporsteigt wie der Phoenix aus der Asche — und der andere daran zugrundegeht. Ich erzähle Ihnen keine Märchen; ich habe in den 20 Jahren, in denen ich mich für unsere Kameraden einsetzte, einige Selbstmorde erlebt, die sich aus der Verwirrung dieser Gefühle ergeben haben. Sicher ist auch, dass diese Situation unter Umständen ebenso auf höchster Ebene zwischen dionysischer Heiterkeit und schicksalhaftem Verfallensein entstehen kann und dann einer echten Tragik nicht entbehrt. Was ich sagen will, ist nur dies: das Gleichsetzen der geschlecht-

lichen Begegnung mit der Naturnotwendigkeit von Essen und Trinken ist auch in unserer Sphäre ein Trugschluss, dessen Auswirkungen sich heute besonders krass zeigen — gerade auch beim jungen Menschen, der nicht nur lebens-, sondern auch liebeshungrig ist, der aber allzu gern genommen und nach kurzer Zeit bedenkenlos wieder fallen gelassen wird. Er selbst ist sich der Herabminderung seines Menschentums manchmal nicht einmal bewusst. Er fühlt nur: was zueinander- und ineinanderwachsen wollte, ist abgebrochen, zerschnitten, zerstört. Sicher ist jedem Menschen soviel Kraft gegeben, dass er wieder neu beginnen kann. Aber wenn er gezwungen ist, immer wieder von neuem anzufangen, dutzende Male, hundert Male, so kann eben im Seelisch-Geistigen kein Reifungsprozess mehr durchgeföhrt werden. Es bleibt bloss noch die frésende Sucht nach dem Vergessen im Rausch des Sexus, der immer wieder eine noch grössere Leere zurücklässt. —

Liebe Freunde, ich bin mir bewusst, dass ich damit ein etwas heisses Eisen angefasst habe, aber ich habe diesen Schatten nur beschworen, um auch von der Helligkeit sprechen zu dürfen, die in der erlebten Begegnung zweier Kameraden beschlossen liegen kann. Haben Sie jetzt keine Angst, dass ich wieder anfange, griechische Dichter zu zitieren, um an Beispielen versunkener Kulturen unserer Gegenwart ein nicht mehr realisierbares Vor- und Leitbild zu zeigen. Wir sind heute in andere Gegebenheiten eingespannt und müssen uns zwischen Staatsgewalten und Atomgefahren einzurichten versuchen. Aber so wie es in allen Jahrtausenden zwischen Frau und Mann innere Gesetze gibt, deren Missachtung sich rächt und Kernprobleme der grossen Romane und Tragödien geworden sind, so gibt es auch in der liebenden Begegnung von Mann und Mann (sofern es sich auch wirklich um eine solche handelt!) ein inneres Richtmass, nach dem das Unzerstörbare im Leben eines Wesens, das Menschenantlitz trägt, immer noch gebaut werden kann. Wir wissen auch, dass die unantastbare Einehe längst nicht mehr so gelebt wird, wie sich die Gesellschaft, die bürgerliche und die christliche, den Anschein gibt. Die unantastbare Verbindung zwischen Freunden, d. h. die Ausschliesslichkeit einer Liebe zwischen ihnen, ist wohl noch seltener. Gesellschaft und Gesetz adeln mit keiner äusseren Weihe den grossen Entschluss zweier Kameraden, ein Leben miteinander zu teilen. Im Gegenteil: beide erschweren ihn, ja machen es Gefährten heute in den allermeisten Fällen unmöglich, sich vor den Augen der Oeffentlichkeit zu bewähren. Und dennoch — glauben Sie mir, liebe Freunde! — dennoch werden diese seltenen Versuche eines gemeinsamen Lebens in vielen Ländern, trotz Gesetz und Kirchen und Sensationsblättern ernsthaft gelebt. Wir wollen nirgends pharisäisch nachzuweisen versuchen, ob die körperliche Treue jahrzehntelang nie gebrochen wurde. Schon der Nazarener hat wohl auch von der Gewalt der Sinne, die zwei Menschen urplötzlich zueinander treiben kann, gewusst als er sagte: «Wenn einer ein Weib ansieht, um ihrer zu begehrn, dann hat er in seinem Herzen die Ehe schon gebrochen.» Und sein Urteil über die Ehebrecherin, die gesteinigt werden sollte, ist doch auch erstaunlich milde; weit unbarmherziger war seine Ablehnung der Heuchler und Selbstgerechten. Und so dürfen wir doch wohl auch von dieser obersten Instanz aus — um in der Tonart unserer Gegner zu bleiben — für unser Verhalten die seelisch-geistige Forderung in das Zentrum der Freundesliebe stellen: für den Andern da zu sein, ohne Rückhalt, ohne Einschränkung, ohne Berechnung für das eigene Ich. Erst in dieser Aufgabe, die wir uns im Zusammenleben mit unserem Gefährten stellen, erhärtet sich auch das Gültige in der Kameradenliebe, das Dauernde über den körperlichen Rausch hinaus, das Sittliche, das sich täglich erweisen, das Ethos, das von Jahrtausenden her sichtbare Gestalt annehmen will.

Weichen wir ihm nicht aus in gedankenloser Bequemlichkeit! Nehmen wir den

Gefährten ernst, wenn wir den Anspruch erheben, selbst ernst genommen zu werden als Liebender, als Bürger eines Staates und dieser Erde, auf der die Liebe immer noch das Höchste und das Allernotwendigste ist, was die Klassen und die Rassen brauchen, was uns selber am bittersten not tut, wenn wir uns in unserer Lebensaufgabe bewähren sollen. Trotz Ueberschall-Geschwadern, trotz Fahrten zum Mond und in den Weltraum: der Raum, den es immer aufs neue zu erforschen gilt und in dem noch keiner an die unausdenklich ferne Grenze gekommen ist, bleibt das menschliche Herz, bleibt das Herz dessen, der neben Dir schläft, der Dich abholt von Deiner Arbeit, den Du vermisstest, wenn er einmal nicht anruft, auch der, dem Du nicht mehr schreibst, auch der, der sich verkriecht wie ein geprügelter Hund, weil Du jetzt einfach seines Körpers satt geworden bist.

Wir wollen keine Probleme überhöhen, und was zu Ende gelebt ist, ehrlich erkennen als Ende, aber nicht als Ende, das man beschmutzt, sondern als eine Ernte gelebter Tage. Wir nehmen jeder einen Teil vom andern in unser eigenes Leben auf. Sehen wir zu, dass unser Teil nicht zu leicht befunden wird, den wir weitergegeben haben. Das Leben des andern zu erhöhen durch unser Denken, durch unser Tun, durch unseren Einsatz, ist eine allgemein-menschliche Aufgabe; es ist aber vor allem eine männliche Aufgabe, am allermeisten für uns und für den, mit dem wir unsere Tage und Nächte teilen. —

Wir sollten es nicht vergessen.

Rolf.

Ferngespräch am Heiligabend

In der Stadt wohnt der Student Paul. Im kleinen Dorf am See wohnt der Student Peter. Oben auf dem Hügel steht das Kloster mit der vielgerühmten Wallfahrtskirche. Am 24. Dezember nachmittags 17 Uhr 05 ruft der Paul dem Peter an.

Telefon: Brrrr-rr-brrrr.

Peter: Hm?

Paul: Haben Sie eben das Es-Dur-Konzert gehört? Auf UKW?

Peter: Ja, glücklicherweise. Die Haskil spielt den Beethoven wie Mozart. Nein, Unsinn; Mozart wird bei ihr männlich, erhaben, göttlich, und Beethoven zittert vor Gefühl. Klingt kitschig, weiss ich; Intensität ist wohl das richtige Wort. Mit wem spreche ich eigentlich?

Paul: Mit Paulen. Entschuldigen Sie, ich stör' Sie natürlich. Aeh . . .

Peter: (sagt nichts).

Paul: Aeh . . . Aber wir haben — hö-öm (Räuspern) — mit Ihnen hab' ich ein paarmal über Musik gesprochen.

Peter: Sie stören mich nicht. Und was wir gesprochen haben, ist gut gewesen. Um die Form hat sich's gehandelt, nicht wahr?"

Paul (a tempo): Dass die Form kein leerer Begriff ist, dass der gemässen Inhalt in der gemässen Form das Kunstwerk ausmacht. Beim Klavierkonzert im ersten Satz eben — fast keine Rubati — und doch der seligste Aufschwung. Jam-dadadada-dida-dumbum (soll gesungen sein) Ich kann mich schlecht ausdrücken. Sie sind viel stärker im Definieren.

Peter: Aber Sie haben es ja sehr gut gesagt. Das ist übrigens ein Weihnachts-thema; so haben die Engel gesungen: Gloria in excelsis Deo.

Paul: Ich bin so fürchterlich allein. Ich bin ganz allein heut abend. Nachhause kann ich nicht, da gibt's nur Krach, hab' auch kein Reisegeld. Wenn nur dieses entsetzliche Weihnachten vorbei wäre!